

dtv

Peter Härtling, Autor hochgelobter Künstlerromane, nähert sich Verdi und lässt seine Fantasie schweifen. Die Geschichte beginnt auf der Höhe von Verdis Schaffen und gleichzeitig an einem kritischen Punkt. Verdi hat mit ›Aida‹ einen phänomenalen Erfolg gefeiert und versucht nun etwas Neues. Mit dem Streichquartett in e-Moll und dem Requiem überrascht er sich, sein Publikum und Peppina, seine zweite Frau. Und er beginnt, sich neben der Musik um anderes zu kümmern: seinen Landsitz Sant'Agata, in dessen Umgebung er ein Krankenhaus gründet, und die Casa di Riposi dei Musici in Mailand. Es folgen weltberühmte Kompositionen, besonders der ›Otello‹ und der ›Falstaff‹, in der Zusammenarbeit mit dem Librettisten Arrigo Boito.

Peter Härtling erzählt von einem Mann, der immer auf der Suche ist – nach sich, der Liebe, der Erfüllung, dem künstlerischen Ausdruck. Ein beglückender Roman mit musikalischem Gespür für Dissonanzen, Zwischentöne und das große Finale.

Peter Härtling, geboren 1933 in Chemnitz, war als Redakteur bei Zeitungen und Zeitschriften und als Cheflektor des S. Fischer Verlags tätig. Seit 1974 arbeitete er als freier Schriftsteller. Sein umfangreiches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit dem Hessischen Kulturpreis und dem Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis. Peter Härtling verstarb 2017 in Rüsselsheim am Main.

Peter Härtling

Verdi

Ein Roman in neun Fantasien

dtv

Von Peter Härtling sind bei dtv u.a. erschienen:

Hölderlin (11828)

Ein Abend, eine Nacht, ein Morgen (11837)

Božena (12291)

Die dreifache Maria (12527)

Schuhmanns Schatten (12581)

Große, kleine Schwester (12770)

Eine Frau (12921)

Hoffmann oder Die vielfältige Liebe (13433)

Die Lebenslinie (13535)

Das ausgestellte Kind (13717)

Liebste Fenchel! (14195)

Tage mit Echo (14452)

Zwettl (19121)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

2. Auflage 2017

© 2015, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlagbild: »Porträt von Giuseppe Verdi«

(1880er) von Giovanni Boldini (bridgemanart.com/Galleria
Nazionale d'Arte Moderna, Rom)

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des Verlags Kiepenheuer & Witsch)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14572-5

Die Wahrheit kopieren kann etwas Gutes sein,
sie zu erfinden ist besser, weit besser.


GIUSEPPE VERDI

Für Mechthild

Eine Kopfnote statt mehrerer Fußnoten

Ich hatte nicht vor, eine Biografie zu schreiben. Es ging mir nicht darum, das Leben Verdis zu erzählen, Daten und Werke einzusammeln. Der Untertitel nennt neun Fantasien. Verdi hat nie eine geschrieben. Eine Fantasie folgt Motiven, Stimmungen. Es ist eine dem Alter angemessene Form (obwohl der junge Schubert unerhört »fantasieren« konnte). Ich nähere mich an Jahren dem Verdi, der mit einer unvergleichbaren Energie schon im »Otello« eine »neue Musik« fand, und ich wünschte mir waghalsig einen Austausch der Erfahrungen. Verdi ist zwar unantastbar in seinem Ruhm, aber er ist mir nah in seinen Schwächen und in seiner Furcht, aus der Fantasie zu stürzen, das Handwerk nicht mehr zu können. Ich erzähle meine Erfahrungen als seine und seine als meine, und es ist mir nicht wichtig, mich an die Chronologie zu halten. Der Kalender verliert an Bedeutung, doch die Schritte sind es, die Schritte. Wer nicht mehr gehen kann, ist nicht unterwegs. Es sei denn, er lässt seine Gedanken fliegen.

I.



Accelerando a capriccio

Er war im Dunkeln aus dem Bett gestiegen, ein paar Schritte gegangen und hatte sich verirrt. Er hörte sich atmen und dachte, es ist wie der Atem eines Kindes.

Hilf mir, Peppina!, rief er in die schwarze Wand, blieb stehen und horchte. Er müsste das Zimmer doch kennen, in dem er bei jedem Neapel-Aufenthalt logierte. Aber es wies ihn ab. Er wagte keinen Schritt mehr.

Peppina, ich bitte dich!

Ihr Lachen hörte sich an, als käme eine Taube ins Zimmer geflogen. Er riss die Augen auf, es wurde noch dunkler.

Was ist mit dir, mein Verdi?, hörte er, und die Taube gurrte der Frage nach.

Hilf mir, bitte. Ich finde mich nicht zurecht.

Sie kam, ihre Schritte waren sicher. Er schüttelte

sich etwas unwillig. Sie schob ihn vor sich her, bis er mit dem Knie gegen den Bettrand stieß.

Ich kann dir das alles nicht erklären.

Peppina half ihm, sich hinzulegen, deckte ihn zu.

Er rückte zur Seite: Leg dich zu mir.

Du nimmst dir zu viel vor. Ihre Wärme teilte sich ihm mit. Wir werden älter, sagte sie.

Er antwortete ihr nicht. Sie atmeten miteinander.

Er fürchtete, sie könnte einen Satz mit »damals« beginnen, und drehte sich zur Seite. Wieder gurrte die Taube.

Ich weiß schon, sagte er, ich bin kindisch und lächerlich alt.

Beides?, fragte sie.

Beides, gab er ernst zur Antwort.

Sie hatte die Abigail im »Nabucco« gesungen, und wenn sie so nahe war wie jetzt, hörte er sie, die Primadonna Giuseppina Strepponi. Sie war, als er sie kennenlernte, einunddreißig, berühmt und hochmütig, Mutter eines Sohnes, Camillo, und ihre Stimme hielt nicht mehr. Sie verschwand, versuchte sich, wie er später erfuhr, in Paris als Gesangslehrerin.

»Wir sind überzeugt, dass sich diese hervorragende Künstlerin in diesem Winter in der eleganten Welt von Paris großer Beliebtheit erfreuen wird.« Er wusste diesen albernen Satz auswendig. Ich kann ihn noch immer, sagte er und lachte vor sich hin.

Sie sendete ihre Wärme aus: Was kannst du noch immer?

Einen Satz, Peppina.

Sagst du ihn mir?

Nein. Du kennst ihn. Weißt du noch, wie ich dich in Paris besucht habe?

Ja. Ich habe die Stadt dann mit dir verlassen.

Du sagtest, und ich wollte es nicht glauben, ich werde nicht mehr singen. Doch in einer Pause, nach der Heimreise, sagtest du auch: Ich bleibe bei dir.

Und jetzt irrst du in dem uns seit Jahren vertrauten Zimmer in der Albergo delle Crocelle umher.

Sie schlüpfte aus dem Bett. Ich will noch etwas schlafen, Verdi, schlaf du auch. Warte, bis es hell wird.

Verdi war sechzig, als er sich vornahm, nach den Anstrengungen um »Aida« eine Arbeitspause einzulegen. Zwanzig Jahre jünger, als ich es bin. Er litt unter seiner Ungeduld, unter den Wünschen und Erwartungen anderer. Er versuchte, zu Atem zu kommen. Mit Peppina zog er sich, wann immer es möglich war, nach Sant'Agata, auf seinen Landsitz, zurück. Der Besitz wuchs durch Ankäufe. Manchmal begleitete sie Teresina Stolz, die, Jahre zuvor, die Leonore in der »Macht des Schicksals« gesungen hatte, eine Stimme, der Verdi zeitweilig verfiel und gegen die Peppina nur ihre Nähe zu ihm ausspielen konnte. Sie gewöhnten sich aneinander, nachdem eine wie die andere festgestellt hatte, dass der alte Mann sie nicht der jeweils anderen vorziehe. Er redete sich die Pause ein, blieb dennoch angespannt und unterwegs. Seine Opern wurden weiter aufgeführt, die

Ricordis, seine Verleger, blieben ihm auf den Fersen, geliebte Plagegeister, bedrängten ihn mit Aufführungsterminen, Einladungen, erhofften Neues. Allein in seinem sechzigsten Jahr reiste er von der italienischen Erstaufführung der »Aida«, da strengte ihn die Regie an, nach Sant'Agata, von dort nach Mailand, weiter nach Paris, zurück über Turin nach Sant'Agata und Ende des Jahres nach Genua. Immer die langsamen Züge, die holpernden Kutschen, »gerädert«. Es ist schwer, ihm schreibend zu folgen, allen Personen, denen er unterwegs begegnete, die ihm gelegentlich wichtig wurden, einen Namen zu geben.

Er wollte sie alle überraschen, sein Publikum, die Musiker, Peppina und die Ricordis. Mit Peppina hatte er es nicht leicht, sie fragte ihn wiederholt, warum er noch an der Aida-Partitur korrigiere, und er erfand Ausreden, bei denen ihm die Stimmen der Sänger halfen. Die Waldmann war in dieser Partie noch nicht ganz sicher, erklärte er Peppina, und sie konnte es nicht lassen, ihm noch das Herzblut in den Hals zu jagen: Aber die Stolz kann alles bestens! Er beugte sich über das Blatt auf dem Sekretär und begann, mit dem Handrücken fahrig darüberzustreichen. Peppina wusste, dass er Teresina Stolz in seine Nähe wünschte, ihrer beider Nähe. Sie sang, was Peppina sang. Und dass sie sich scheiden ließ, seinetwegen, wie Peppina vermutete, ging ihr zu weit. Jetzt keine Rollen mehr, um die sich streiten ließ, keine theatra- lischen Rivalitäten. Er hoffte, Peppina verstand ihn,

und wünschte, dass sie den vertrackten Zustand akzeptiere.

Schon im Juni des vergangenen Jahres hatte er in Genua mit dem ersten Satz eines Streichquartetts begonnen. In Neapel hatte er Zeit, da Teresina mit einer Indisposition nicht weiter an den Proben teilnehmen konnte, ihre Aida höre sich an wie ein durchgedrehter Kapaun, höhnte Peppina, und er fand das gemein.

Den ersten Satz, ein Allegro in Sonatenform, hatte er beinahe zu Ende gebracht, ein paar Erinnerungen an »Aida« waren ihm hineingeraten und um sicher zu sein, hatte er sich über Ricordi die letzten Quartette Haydns bestellt.

Giulio Ricordis Neugier war geweckt: Was haben Sie vor, Maestro?

Verdi hob die Schulter: Ich lese Haydn, um zu lernen, Giulio.

Womit er Ricordi erstaunte: Ich bitte Sie, von den wenigen Opern, die er komponierte!

Verdi bestand darauf, dass er die Noten besorge. Von Haydn kann unsereiner sowieso lernen. Und Sie, Giulio, sind von Berufs wegen ein Besserwisser.

Mit dem zweiten Satz, dem Andantino, antwortete er melancholisch den beiden Frauen, den beiden Stimmen, seiner Liebe zu beiden, einer ungeteilten, die es ihm schwermachte. Peppina wurde seine Arbeit, seine Noten-Abwesenheit, wie sie schimpfte, zu viel: Willst du mit Noten die Stimme der Stolz reparieren?

Er ließ sich nicht provozieren, dachte nicht daran, sich zu einer »Partei« zu schlagen: Sie ist schon wieder bei Stimme, Peppina, wir haben heute Vormittag geprobt, und es kann weitergehen.

Sie schickte ihrem Lachen das vertraute Gurren voraus: Und was reparierst du dann mit Noten?

Er könnte ihr erzählen, dass ihm das Prestissimo des dritten Satzes zu schaffen mache, denn es drängte ihn zu einem Cantabile, und um die Geheimnistuerei nicht zu übertreiben, gab er wenigstens preis, was ihm durch den Kopf ging: Ich bekomme ein Motiv für Cello nicht los, es geht mir nach und singt im Schlaf weiter. Hörst du? Er sang.

Das gefällt mir, Verdi. Wer soll es singen? Nur du?

Wenn es nach mir geht, Peppina, dann schon.

Sie lehnte sich gegen ihn, machte sich schwer: Womöglich vergisst du es, schreib es lieber auf. Vorsichtig, um ihre Leidenschaft nicht zu wecken, legte er den Arm um sie: Du hast recht, Peppina, das werde ich nicht versäumen, das nicht.

Draußen vorm Hotel stritten zwei Kutscher laut-
hals über ihre Warteposition auf der Gasse. Peppina machte sich los, küsste ihn flüchtig auf den Hals, lief zum Fenster, lachte, wie nur sie lachen konnte, den Anfang einer Arie: Den Kerlen werde ich es zeigen und mir beim Portier eigens eine Kutsche bestellen. Sie ging und hinterließ einen Luftwirbel. Er sah hinaus, beobachtete die Kutscher, die von ihren Böcken angriffslustig gestische Botschaften aussandten,

doch dann stieg, mithilfe des Concierge, Peppina in die Kutsche des einen. Und die Sonderpost?, fragte er gegen die Fensterscheibe.

In den dritten Satz, dem Scherzo, für dessen Trio er das Motiv schon vorausgesungen hatte, redeten ihm die Proben zu »Aida« hinein. Vieles stimmte nicht, nachdem sich die Stimme der Stolz belegt hatte. Die Kulissenbauer schlampften, sodass die Leute auf der Bühne fürchten mussten, unter Teilen des Bühnenbildes begraben zu werden. Manchmal, wenn ihn die Wut packte, vergaß er sich. Und danach fürchtete er sich vor dem Spott Peppinas.

Er rief, nein, er schrie nach dem Bühnenmeister: Signor Calotto! Der kam, hager, ungemein fluchtgeübt und mit Augen, in denen sich die Frechheit konzentriert: Maestro, wo fehlt's?

In drei Tagen haben wir Premiere, und das komplizierte Bühnenbild kommt mir vor wie improvisiert.

Der dürre Kerl nickte und ließ die Augen funkeln: Das stimmt, Maestro, nur wenn ich mich nicht irre, haben Sie ebenfalls in den letzten Tagen improvisiert.

Er hätte ihn am liebsten gepackt und in seine wackligen Kulissen geschmissen. Doch nun hörte er sich brüllen, und der Kerl wich zurück, machte geschwind kehrt und verschwand im Bühnengang.

Er merkte die erstaunten und erschrockenen Blicke der Bühnenarbeiter, der Musiker.

Sie hatten Teresina in ihrer Garderobe alarmiert.

Sie war plötzlich da, neben ihm. Eine banale und bizarre Szene, die sich nur ein schlechter Librettist hätte ausdenken können.

Sehr leise fragte sie, um nicht weiter seinen Zorn zu schüren: Was ist, Verdi?

Sie legen sich alle quer, haben kein Interesse. Er musste aufpassen, sie nicht in seine Arme zu reißen und wie ein Hilfe suchendes Kind auf sie einzureden. Sie umfasste mit beiden Händen seine Hand: Das stimmt nicht, Verdi. Nach unendlich vielen Premieren, die du erlebt hast, müsstest du wissen, dass niemand vorher bei Trost ist. Du auch nicht. Sie lachte anders als Peppina. Ungleich bewusster.

Also komm! Sie hatten den gleichen Weg zum Hotel.

Er folgte ihrer Einladung nicht. Es geht nicht. Ich habe keine Zeit.

Er ließ sie stehen, lief zum Orchester, spürte, wie die Aufregung ihn angestrengt hatte, ihm war ein wenig übel, es drängte ihn jedoch zu planen, sich selber festzulegen, sich ein Ziel zu setzen.

Den Primgeiger mochte er. Es war ein Musiker mit Seele und Verstand. Ihm konnte er sich anvertrauen. Sie könnten mir am 1. April helfen, Camillo, und drei andere deswegen ansprechen.

Er ärgerte sich, wie umständlich er aus Verlegenheit redete.

Sie könnten, wären Sie dann willens, die erste Geige eines Streichquartetts einstudieren.

Der Musiker erwiderte fest und fragend seinen Blick. Mozart?, fragte er. Haydn?

Verdi senkte den Kopf und gab durchaus erleichtert Auskunft: Verdi.

Er hatte mit der Verblüffung des Geigers gerechnet. Der schnappte förmlich nach Luft.

Sobald ich fertig bin, bekommen Sie die Noten, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie noch Kollegen, die Sie schätzen, für ein Quartett überreden.

Der Geiger verbeugte sich, lächelte: Ja, Maestro, zu einem Quartett von Giuseppe Verdi.

Er hastete, ohne Teresina zu treffen, ins Hotel, und das Scherzo begann mit dem kurzen Atem dieses Nachmittags, ehe es singen konnte, wie er es sich vorgenommen hatte.

Viel Zeit blieb ihm nicht. Gestört wurde er immer. Peppina kam atemlos herein, erzählte von einer neuen Bekanntschaft, einem spanischen Diplomaten, der, auf der Durchreise, im Hotel wohne.

Er ist ein Verehrer, Verdi, er kennt jede deiner Opern und spielt Viola, denk dir.

Er war aufgesprungen, hatte sich vor den Sekretär gestellt, um das beschriebene Notenblatt vor Peppinas Neugier zu schützen: Der Mann muss, scheint mir, ein wahres Wunder sein.

Sie nahm, wie so oft, seine Ironie nicht zur Kenntnis und fügte, zum Vergnügen Verdis, noch mädchenhaft auftrumpfend hinzu: Zu allem sieht er auch gut aus.

Verdi klatschte in die Hände, ein Beifall, der sie bestärkte. Der Mann muss ja vollkommen sein, Peppina.

Sie sank kurz zusammen, schien sich in dem üppigen Kleid zu verlieren, lächelte fragend, und die Liebe zu ihr überschwemmte ihn: Bitte, lass mich noch arbeiten, Peppina, und grüße mir den unbekannten Verehrer.

Mit ein paar Schritten war sie bei ihm, küsste ihn, wirbelte um die eigene Achse und verschwand. Aufseufzend sah er auf die Zimmertür, die hinter ihr ins Schloss gefallen war.

Eine Woche vor der Premiere brachte er die abgeschlossene Partitur des Streichquartetts »seinem« Geiger, ein Papierbündel mit Arbeitsspuren: Gestochen wäre es Ihnen lieber, denke ich mir. Er erfuhr, dass die anderen drei gefunden seien, Cassini, der Cellist, war ihm während der Orchesterproben ohnehin aufgefallen. Viel Zeit zum Proben haben Sie nicht, warnte er, sich und mögliche Patzer bei der Aufführung entschuldigend.

Der Erfolg der »Aida«-Aufführung überrumpelte ihn. Das Publikum raste, zweiunddreißigmal musste er vor den Vorhang, im Bühnengang fielen sie ihm nacheinander um den Hals, Teresina, die Waldmann, Tito und Giulio Ricordi.

Maestro!, der alte Ricordi schwelgte beim Premierenmahl im Hotel, »Aida« sei der Gipfel seines Schaffens, und Giulio versicherte, es seien ihm beim Abschied Aidas die Tränen gekommen. Verdi hob sein Glas: Nein, nein, erwartet keine Rede. Ich trinke auf die Musik, nicht auf die Tränen.